

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 23 (1920-1921)

Artikel: Metaphysische Streifzüge : zweierlei Zeiten
Autor: Spoerri, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

METAPHYSISCHEN STREIFZÜGE

ZWEIERLEI ZEITEN

Bevor wir in die unendlich wogende Symphonie der Weltgeschichte hineinlauschen, wollen wir im heutigen „Streifzug“ die einfache Melodie eines menschlichen Einzellebens an uns vorbeiziehen lassen. Vielleicht drängt sich im bekannten Verlauf unsres eignen Werdens ein Rhythmus auf, der unser Ohr schärft für die Leitmotive des großen Weltgeschehens. Damit wir uns aber nicht verirren in den Zufälligkeiten unsrer geringen Erfahrung, wollen wir uns gleich dem großlinigen, allgemeingültigen Gang des Goetheschen Lebens zuwenden.

Der Dichter gibt in seinen *Sprüchen* eine heiterernste Übersicht über das menschliche Leben:

„Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das *Kind* erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der *Jüngling*, von inneren Leidenschaften bestürmt, muss auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der *Mann* alle Ursache: er tut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei; vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der *Greis* jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, dass so Vieles vom Zufall abzuhängen scheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird.“

Wie Flut und Ebbe sehen wir da die Seele hin und her wogen zwischen dem Festland der Außenwelt und der strömenden Tiefe des Innenlebens. Aus dem instinktiven Gleichgewicht des Kindes heraus, fängt der Knabe (so möchten wir lieber die erste Stufe nennen) an, in die gegenständliche Welt hineinzuwachsen. Die Wirklichkeit der Äpfel und Birnen und seiner eignen Person ist sein Haupterlebnis. Das macht ihn zum Realisten. Je mehr aber sein Geist sich ausdehnt und vertieft, desto mehr stößt er sich an

den engen Wänden der weltlichen Dinge. Die gestauten Wogen branden nach rückwärts und bestürmen die Seele des Jünglings mit leidenschaftlicher Macht. Er wird zum Idealisten umgewandelt. Doch bald sucht die wachsende Kraft des Geistes äußere Betätigung, und wieder verfangen sich die Ströme der Seele in die Kanäle und Mühlwerke des Festlandes. In zweckbewusstem Handeln betätigt sich der Verstand des Mannes, und ironisch lächelnd schaut er auf das nutzlose Schwelen und Schäumen des ewig unruhigen Meeres zurück. Nach langer äußerer Wirksamkeit stößt aber der Geist wieder an allen Orten auf Grenzen, es ebbt der Greis zurück ins mystische Meer, sich vertiefend in dem, der da war, der da ist, der da sein wird. In einer andern Dimension hat Goethe dieses ewige Hin und Her dargestellt:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.

Wir wollen nun an Hand von brieflichen Äußerungen Goethes die einzelnen Lebensalter näher betrachten.

1. Goethe, der Knabe.

An die Schwester Cornelie.

„Leipzig den 12. 10. 1765.

Liebes Schwesterngen.

Es wäre unbillig wenn ich nicht auch an dich denken wollte. *id est* es wäre die größte Ungerechtigkeit die jehmals ein Student seit der Zeit da Adams Kinder auf Universität gehen, begangen hätte, wenn ich an dich zu schreiben unterließ.“

Wie knabenhaft wichtig, ja gar hochtrabend renommierend beginnt dieser Brief des Sechszehnjährigen! Die ganze Superiorität des männlichen Geschlechts, die erhabene Weltklugheit eines Studenten im ersten Semester klingt schon aus den ersten Zeilen!

„Was würdest du sagen Schwesterngen wenn du mich in meiner jetzigen Stube sehen solltest? Du würdest *astonish'd* ausrufen: So ordentlich! so ordentlich Bruder! — da! — thue die Augen auf und sieh! — Hier steht mein Bett! da meine Bücher! dort mein Tisch aufgeputzt wie deine Toilette nimmermehr sein kann. Und dann — Aber — ja das ist was anders. Eben besinne ich mich. Ihr andern kleinen Mädgen könnt nicht so weit sehen, wie *wir Poeten*. Du musst mir also glauben, dass bey mir alles recht ordentlich aussieht, und zwar auf Dichter Parole. Gnug!“

Berichtet der junge Herr wohl zuerst von seinen Gemütszuständen, von Heimweh und derlei Sentimentalitäten? Oder singt er einen Hymnus auf die Schönheit der umgebenden Landschaft, auf die strahlende Güte der Mutter Natur? O nein! Seine Stube beschreibt er. Die Augen muss man auftun. Das Bett, die Bücher, der Tisch. Und schön ordentlich, alles an seinem Platz, nicht hingewühlt in romantischem Wirrwarr. Der Toilettetisch wird besonders erwähnt. Ist der junge Herr am Ende ein Stutzer, der eitelgefällig seine äußere Erscheinung pflegt? Das würde ganz gut passen zum renommierenden Ton seiner Briefe. Wie wirft er nicht mit englischen und lateinischen Brocken um sich! Man muss doch zeigen, dass man eine allgemeine Bildung hat! Wie brüstet er sich mit seiner Gelehrsamkeit, mit seinen gesellschaftlichen Anlässen, ja sogar mit seinem Mittagstisch. „Merkt einmal unser Küchenzettel. Hühner, Gänse, Truthahnen, Endten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Hassen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern pp. Das erscheint täglich. Nichts von anderm groben Fleisch *ut sunt* Rind, Kälber, Hamel pp. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt.“ Und im gleichen Brief heißt es: „Ich mache hier große Figur!“ Wie großartig tönt auch das „wir Poeten“ neben dem herablassenden „ihr andern kleinen Mägden“! Noblesse oblige! Da man doch in so bevorzugter Stellung lebt, muss man auch den weniger Begünstigten etwas zukommen lassen von der Welt Herrlichkeiten:

„Hier schick ich dir eine Messe (ein Meßgeschenk) — Ich bedanke mich schön. — Gehorsamer Diener, sie sprechen davon nicht.“

Wie weltgewandt, ja eben, in Leipzig lernt man den feinen Schliff, die galanten Manieren!

„Küsse Schmitelgen und Runkelgen von meinewegen, die lieben Kinder! denen 3 Madels von Stocküm mache das schönste Compliment von mir. So weit von Mägden. Aber noch eins. Hier habe ich die Ehre keines zu kennen, dem Himmel sei Dank! *Cane pejus et angue turpius.*“

Mit jungen schönen W— doch was geht das dich an. Fort! fort! fort! Gnug von Mägden.“

Nun geruht der hohe Herr noch an seine vormaligen Freundinnen zu denken. Zwar mit gehörigem Abstand. Die lieben Kinder! Das liegt hinter mir. Dem Himmel sei Dank. Noch ein lateinisches Zitat, eigenhändig vergröbert, muss Distanz schaffen. Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe... — In ein andres Kapitel gehören allerdings die jungen schönen Weiber. Man lässt Abgründe

von weltmännischen Erlebnissen ahnen. Hat vielleicht schon eine Liebelei begonnen? Auf alle Fälle ist's nur so ein Passe-temps. Das geliebte Mädchen ist ein Spielzeug aus Fleisch und Blut, mit dem man gerne großtut, das man aber auch mit Eifersucht quält, weil es einem doch an die Ehre geht, wenn der eigene Besitz anderweitig beansprucht wird. Von Seelenfreundschaft, von du-seliger Verschmelzung mit der angebeteten Geliebten will man hingegen nichts wissen. Überhaupt ist uns nichts verhasster als Schwärzmerei! Besonders in religiösen Dingen!

„Denck eine Geschichte vom Hencker! — Ha! Ha! Ha! — lache! — Hr. Claus hat mir einen Brief an einen hiesigen Kaufmann mitgegeben! — Ich ging hin es zu bestellen. Ich fand den Mann und sein ganzes Haus ganz sittsam! — schwarz und weiß. die Weibsleute mit Stirnläppchen! seitwärts schielerlich. Ach Schwesterger ich hätte bersten mögen. Einige Worte in sanfter und demüthiger Stille gesprochen, fertichten mich ab. Ich ging zum Tempel hinaus. Leb wohl.“

Wie grausam zeichnet der Knabe das fromme Milieu! Cet âge est sans pitié! Dieser kritische Geist zeigt zunächst, wie stark verstandesmäßig der junge Mensch eingestellt ist. Er hat aber noch tiefere Wurzeln. Wie der Knabe, durch die Wiese gehend, mit Inbrunst seine Rute schwingt und Disteln köpft in Ermangelung eines bessern, so gibt er seinem Kampfinstinkt auf geistigem Boden Ausdruck, indem er hier etwas aussetzt, dort eines liegen lässt. Mit Faust und Spott sich durch die Welt schlagen, das ist des jungen Kämpfers Art!

Und alles das — Renommierlust, Wichtigtuerei, Gesellschaftsgeist, Kampfesfreude — mündet in *einen* hohen Begriff, dem höchsten Ziel eines echten Knabengemütes: äußere Ehre!

„Nachschrift an den Vater.

Ich werde an den alten Recktor schreiben. Es wird mir nicht schwer fallen. Ich thue jetzt nichts als mich des Lateins befleißien! — Noch eins! Sie können nicht glauben was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich binn ganz entzückt gewessen da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. *nil istis splendidius, gravius, ac honoratus. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit, autoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam. Vale. Vale.*“ (Es gibt nichts glänzenderes, würdigeres und ehrenvollereres. Ihr Ansehn und ihr Ruhm blendete so meine Augen und meine Seele, dass ich nach keinem andern Ziele als einer Professur dürste. Lebe wohl, lebe wohl!)

2. Goethe, der Jüngling.

An Auguste Gräfin zu Stolberg.

„Meine Teure — ich will Ihnen keinen Nahmen geben, denn was sind die Nahmen Freundinn, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort

das einen Complex von all denen Nahmen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl zu dem — ich kann nicht weiter schreiben, Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick!

Ich komme doch wieder — ich fühle Sie können ihn tragen diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! — Musste *er* Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht das ihm ähnlich sey, was müssen wir fühlen wenn wir Brüder finden, unser Gleichniss, uns selbst verdoppelt.

Und so solls weg, so sollen Sie's haben dieses Blut, obiges schrieb ich wohl vor acht Tagen, unmittelbar auf den Empfang Ihres Briefs.

Haben Sie Geduld mit mir, bald sollen Sie Antwort haben! Hier indess meine Silhouette, ich bitte um die Ihrige, aber nicht in's Kleine, den großen von der Natur genommenen Riss bitt ich.

Adieu ein herzlichstes Adieu.

Frfrt d. 26. Jan. 1775

Goethe.

Der Brief ist wieder liegen blieben o haben Sie Geduld mit mir. Schreiben Sie mir und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen ob ich glücklich bin? Ja meine Beste, ich bins, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind. Weis Gott. Noch einmal Adieu.“

Kaum zehn Jahre liegen zwischen diesem Brief und jenem, und Welch eine Wandlung! Nichts mehr von jener klaren Gegenständlichkeit, jener Anpassung an äußere Verhältnisse.... „Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich.“ Sieht man die trotzige Geberde des Jünglings? Was kümmert mich die Welt und ihre Meinung? Liegen nicht alle Schätze in meinem Herzen? Und darum: weg mit allen äußeren Formen. Hie und da muss man ja allerdings in die Gesellschaft. Im nächsten Brief an Auguste beschreibt er einen „Goethe im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter“ Aber das ist nur der „Faßnachts-Goethe“, der wahre Goethe ist der andere: „im grauen Biber-Frack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet....“ In diesem Bericht über seine äußere Er-schreibung zeigt sich bereits, dass seine Abneigung gegen die steife gesellschaftliche Konvention nur die stachlichte Schale für einen sehr weichen Kern ist: schwärmerische Sehnsucht nach der lebendigen Natur. Und diese zwei Eigenschaften seines Wesens treten auch in seinem Brief zutage. Welche Ungeniertheit in der äußeren Form! Adresse: An die theure Ungenannte! Und zwar

handelt es sich um eine Gräfin, die er noch nie gesehen hat. Dann einige Zeilen geschrieben, dann Adieu! Dann wieder weiter geschrieben und acht Tage liegen gelassen! Nun dürfte der Brief abgehen. Nein! Er bleibt wieder zurück. Wieder muss der Schreiber um Geduld bitten. Allerdings, mit einem so zerfahrenen Gesellen ist Geduld vonnöten. Mit Recht vergleicht er sich mit einem kleinen Kinde. Wenigstens hochtrabend ist er nicht.

Aber was sagt er eigentlich in diesem Brief? Den ersten Satz macht er gar nicht fertig: „was sind Nahmen gegen das Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben“. Und doch schreibt er weiter. „Ich fühle Sie können ihn tragen diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt.“ Eigentlich eine merkwürdige Satzbildung. Aber wir verstehen doch, was er meint: Gerade so wenig wie man der unendlichen Strömung einen Namen aufkleben kann, gerade so wenig lässt sie sich in Worten voll ausdrücken. Nur zerstücktes Stammeln kann von ihr zeugen. Aber der Schreiber fühlt sich mit der Empfängerin durch den geheimen Strom der Begeisterung verbunden, da braucht er nur zu winken und sie versteht ihn. Was auf so unmittelbare Weise weitergegeben wird, kann natürlich keine äußere Beschreibung, keine sachliche Mitteilung sein. Gefühl und nichts als Gefühl! Das Wühlen des Unendlichen, Glück, Freud und Leid! Jede Einzelempfindung, jede Einzelregung eingetaucht und eingerissen in dem übermächtigen Gesamtgefühl der Einheit.... Einklang der Seelen, Verschmelzung, Liebe! So umfassend ist dies Gefühl, dass keine Namen es ausschöpfen können: Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin....

Mit ähnlicher Wortanhäufung wird in Fausts Bekenntnis jenes andere Gefühl umschrieben, in das sich die Liebesempfindung des Schreibers vertieft:

„Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn das dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles,
Name Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut.“

Alle Gefühle fließen ineinander. „Wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt.... und was ist das als Liebe.“ Und die ganze

Schöpfung wird als notwendige Tat der Liebe erklärt: „Musste er Menschen machen nach seinem Bild....“ Er *musste*, weil ihn so sehr danach verlangte, sich in einem Gegenbild zu lieben. So fühlen auch wir göttliches Glück, „wenn wir Brüder finden, unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt“. Der Geliebte ist ein Teil unseres Selbst, und so weitet sich die menschliche Seele in der Liebe zur gesamten Menschheit, zur ganzen Natur, zum Universum, zur Gottheit aus. Für den Liebenden gibt es keine Außenwelt, vom Wimmeln der Würmer bis zum Wehen der Gottheit wird alles umfasst von dem innern Heiligtum seines Gefühls. Unerreichbar schön wird dieses Erlebnis in jenem Wertherbrief beschrieben, wo der Prozess der Verinnerlichung symbolisch im Dunkeln des Naturbildes, physiologisch im Dämmern der Augen angedeutet wird, an dessen Schluss man aber auch erschreckend deutlich spürt, welchem Abgrund die ganze Entwicklung zutreibt: zur Selbstvernichtung eines Menschen, der nicht mehr imstande ist, der innern Fülle, die ihn erstickt, durch die wirkliche Tat Ausdruck zu geben.

„Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, dass es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. — Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.“

3. Goethe, der Mann.

An Charlotte von Stein.

„Rom (Mittwoch) d. 7. Nov. 86.

Lass dich's nicht verdrücken meine Beste dass dein Geliebter in die Ferne gegangen ist, er wird dir besser und glücklicher wiedergegeben werden. Möge mein Tagebuch das ich bis Venedig schrieb, bald und glücklich ankommen, von Venedig bis hieher ist noch ein Stück geworden das mit der Iphigenie kommen soll, hier wollt ich es fortsetzen allein es ging nicht. Auf der Reise rafft man auf was man kann, jeder Tag bringt etwas und man eilt auch darüber zu dencken und zu urtheilen. Hier kommt man in eine gar große Schule, wo Ein Tag soviel sagt und man doch von dem Tage nichts zu sagen wagt.

Ein großes Glück ist mir mit Tischbein zu leben und bey ihm zu wohnen, in treuer Künstlergesellschaft, in einem sichern Hause, denn zuletzt hat ich doch des Wirtshauslebens satt.

Wenn du mit deinem Auge und mit der Freude an Künsten, die Gegenstände hier sehn solltest, du würdest die größte Freude haben, denn man denckt sich denn doch mit aller erhöhenden und verschönernden Imagination das Wahre nicht.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist wie die Römer sagen brutto, es geht ein Mittagwind (!Sirocco!) der täglich mehr oder weniger Regen bringt. Mir aber ist diese Witterung nicht unangenehm, es ist warm dabey, wie bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.“

Nach dem sprudelnden Knaben, dem gärenden Jüngling kommt nun der gesetzte Mann. Ruhig und klar reiht er einen Satz an den andern. Denken und Urteilen sind nun seine Hauptfunktionen. Von der erhöhenden und verschönernden Imagination will er nichts mehr wissen, sie erreicht das Wahre nicht. Deutlich ruht das Schwergewicht auf der Außenwelt: Ein Tag sagt so viel, dass man nichts vom Tage zu sagen wagt. Als Schüler fühlt er sich den äußeren Dingen gegenüber: hier kommt man eben in eine gar große Schule.

Wie die geistige Einstellung ist auch die Lebenshaltung. Fern sind die Zeiten der wilden Wanderlust, der trunkenen Naturseligkeit. Des Wirtshauslebens ist Goethe satt, ein großes Glück ist für ihn, in treuer Gesellschaft, in sicherm Hause zu wohnen.

Und die Grundstimmung: Ich bin recht wohl. Mit leisem Schaudern denkt er an die Regentage in seiner deutschen Heimat. Allerlei Geistiges mischt sich in dieses Abneigungsgefühl:

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düst're Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.

Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor:
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.“

Lesen wir nun unsern Brief zu Ende:

„Rom ist mir ein zu sonderbarer und verwickelter Gegenstand um in kurzer Zeit gesehen zu werden, man braucht Jahre um sich recht und mit Ernst umzusehn. Hätte ich Tischbein nicht der so lange hier gelebt hat und als ein herzlicher Freund von mir, so lange mit dem Wunsche hier gelebt hat mir Rom zu zeigen, so würde ich auch das weder genießen noch lernen, was mir in der kurzen Zeit bescheert zu seyn scheint; und doch seh ich zum voraus dass ich wünschen werde anzukommen wenn ich weggehe. Was aber das Größte ist und was ich erst hier fühle; wer mit Ernst sich hier umsieht und Augen hat zu sehen muss *solid* werden, er muss einen Begriff von Solidität fassen der ihm nie so lebendig ward. Mir wenigstens ist es so als wenn ich alle Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Welche Freude wird mirs seyn dich davon zu unterhalten....“

Wo man geht und steht ist ein Landschaffts Bild, aller Arten und Weisen. Palläste und Ruinen, Gärten und Wildniss, Fernen und Engen, Häusgen, Ställe, Triumphbogen und Säulen, oft alles zusammen auf ein Blatt zu bringen. Doch werd ich wenig zeichnen, die Zeit ist zu kostbar, ob ich gleich lernen und manches mitbringen werde.

Leb wohl. Grüße die deinen. Liebe mich. Empfiel mich dem Herzog und der Herzoginn.

Geht ab d. 11. Nov. (1786)

G.“

Der große Gegenstand, der alle Sinnen des Schreibers erfüllt, ist Rom. In umständlich schweren Sätzen, in denen immer wieder die Wörter „Ernst“, „lange Zeit“, „lernen“ vorkommen, türmt sich die Wichtigkeit der ewigen Stadt vor unsren Blicken auf, und seltsam mag es der Empfängerin des Briefes zu Mut gewesen sein, als sie so greifbar deutlich zu spüren bekam, dass ihre Rolle in des Dichters Leben nun ausgespielt war, und dass ein neuer Inhalt sein ganzes Denken ausfüllte. Wie kann der Grausame so von einer Stadt schwärmen, ohne nur mit einem Wort die geliebte Frau herbeizusehn!

Psalmartig steigert sich dann der Brief bis zu dem höchsten Begriff, der dem Dichter in Rom zum Erlebnis wird: *Solidität*. Muss man nicht fast ein wenig lächeln? Da gerät der ehemalige Philisterfresser in Begeisterung für Solidität! Und was ist ihm der Inbegriff der Solidität? Dass er die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Also könnte man auch sagen: Sachlichkeit. Weg mit dem subjektiven Kirmskram! „Völlige Entäußerung von aller Prätention!“ „Die Augen Licht sein lassen!“ So wird

die Seele zum bloßen Vehikel der äußereren Dinge. So bekommt sie „den Ballast, der seiner Existenz die gehörige Schwere gibt“. Hört man seinen Seelenkarren, wie er über das Pflaster Roms wegpoltet? Fast bricht er zusammen unter der Ladung: Paläste, Ruinen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen.... Und um noch besser sich die Dinge anzueignen, lernt er zeichnen: „Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen; denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet“. Jeder Bezirk seines Lebens muss sich mit Greifbarkeiten füllen. Auch in der Liebe sucht er nunmehr das Körperliche. Wenn die Gegenwart der Geliebten früher den innersten Sinn, das religiöse Gefühl in ihm anregte, so regt sie jetzt den körperlichsten Sinn, den Tastsinn, auf:

„Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.“

Wie fern sind wir von jener schwärmerischen Innerlichkeit, in deren gewaltig flutenden Rhythmen alles Starre und Äußerliche sich auflöste! wie fern aber auch von jener innigreinen Seelenhaftigkeit, die in der priesterlichen Heilandin Iphigenie zum Bilde wurde! Noch einmal liest Charlotte von Stein den Anfang des Briefes, und ganz anders tief und verhängnisschwer erscheinen ihr die Worte: „Lass dich's nicht verdrießen meine Beste dass dein Geliebter in die Ferne gegangen ist....“ in die Ferne

4. Goethe, der Greis.

An Boisserée.

Weimar, den 20. März 1831.

„.... Von mir kann ich nur sagen, dass ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubt mich körperlich und geistig auf eine Weise wiederherzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug thut. Denn dass die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mussten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe in Bezügen zu wirken, die ich längst Andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst und wenn ich sage, dass Tochter und Enkel sich so betragen, dass man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmuth, über alles unabsicht-

liche Zuvorkommen und harmonisches Übereinseyn nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Betragen nach der Wirklichkeit schildern, so würde es zwischen die Idylle und das Märchen hineinfallen.

Die letzte Seite bin ich nun veranlasst, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, desswegen sucht er oder macht er sich Proselyten.

Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der *Hypsistarier*, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und in sofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, dass ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarien zu qualificiren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?

In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen.“

Ein Achtzigjähriger spricht. In einer langen Umschreibung tastet er sich ängstlich-vorsichtig an dem großen Unglück seines Alters vorbei. Die großen Unbilden, die ihn in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, das ist der tragische Tod seines einzigen Sohnes August. Wie viel muss ein Menschenherz nicht aushalten! „Es scheint als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seye nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.“ (An Zelter.) Und immer noch muss man aufrecht bleiben, um seine Pflichten zu erfüllen. „Die äußere Welt fragt nicht wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben gleich.“ (An Marianne von Willemer.) Goethe muss wieder Hausvater und Verwalter werden. Aber das Entgegenkommen seiner Schwiegertochter und seiner Enkel lässt ihn sein neues Dasein als Idylle und Märchen erleben. Wie anmutig reichen sich nicht in diesen zwei Wörtern Kindheit und Alter die Hände! Kommt nicht auch in den Stil etwas Tänzelndes, als ob ein Großpapa mit seinem Großsöhnchen einen Menuettschritt probierte?

Wie schicksalstief aber tönen die Worte: „meine Bezüge gegen die Außenwelt“! So spricht man nur, wenn die Hauptstellung in der Innenwelt ist, wenn man ein „inneres Klostergartenleben“ führt.

(Brief an Zelter.) Wie schwer für den weltfreudigen Goethe dieser Rückzug ins Innere sein musste, kann man erst ermessen, wenn man bedenkt, dass er noch vor kaum zehn Jahren sich mit Heiratsplänen trug. Und die Leidenschaft, mit welcher der Siebzigjährige liebte, tobt noch immer in den erschütternden Klängen der Marienbaderelegie. Wie anders wirkt auf ihn die Geliebte als in der früheren Epoche:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben
sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
fühlt ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.“

Diese mystische Liebe ist aber darum nicht weniger verzehrend; mit Wertherischer Verzweiflung ruft am Schluss des Gedichtes der Liebende aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
der ich noch erst den Göttern Liebling war;
sie prüften mich, verliehen mir Pandoren
so reich an Gütern, reicher an Gefahr;
sie drängten mich zum gabeneligen Munde,
sie trennen mich und richten mich zu Grunde.“

Es ist der endgültig bitterschwere Abschied von Liebe, Leben, Jugend.... Von diesem Augenblick an werden die Bezüge gegen die Außenwelt langsam aber unerbittlich, unwiderruflich gelockert und abgeschnitten. O bittres Sterben vor dem Tod! Noch schien die Welt voll Abenteuer und unendlichen Versprechen, nun stellt sich eine harte Mauer neben die andre, der Klostergarten schließt sich mählich zum hoffnungslosen Kerker, zum offenen Grab! Und dass ein ununterbrochenes Totengeläute den Alternden begleite, stirbt ein Freund nach dem andern von ihm weg.

Führt aber diese Wendung zum Innenleben nicht zu den reichsten Schatzkammern des Geistes? Er zählt sie selber auf (Brief an Zelter): „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, weitern Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend“. Schneidend bitter tönt nach dieser schönen Aufzählung des Schreibers gezwungen fröhliche Frage: „Was will der Großpapa weiter?“ Das soll uns davor warnen, nicht allzuschnell von Goethes Frömmigkeit zu sprechen. Und wenn er in unserm Briefe Gott als „die

geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung“ bezeichnet, so dürfen wir das leise Lächeln auf dem Gesicht des alten Heiden von Weimar nicht übersehen. Und auch die Schlussworte werden ausdrücklich als eine wunderliche Mischung von Ernst und Scherz angekündigt. „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren.“ Das ist für ihn allerdings eine unumstößliche Tatsache. Aber die Konfession, die seinem Fühlen entspricht, hat er nie finden können, bis er endlich in seinen alten Tagen von der Sekte der Hypsistarier, der Anbeter des Höchsten gehört hat, der er sich anschließen möchte, denn, wenn man das Beste und Vollkommenste anbetet, kann man nicht mehr weit von der Gottheit sein. Doch schnell wieder löst er dieses allzu bindende Bekenntnis mit dem Hinweis auf die Beschränkung der Individualität auf und schließt in echt-goethescher Erdennähe: „In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen“.

Täuscht sich aber der Greis nicht selber, wenn er sein religiöses Bekenntnis so scherhaft vorträgt? Äußert sich in dieser Ironie nicht so sehr die Skepsis des Weltmenschen als die Losgelöstheit des Mystikers, der erkannt hat, dass alle äußern Formen nur Schalen für ein Inneres sind, dass sie also keine absolute Geltung, keinen feierlichen Ernst beanspruchen — man ändert sie eben je nach der Art der Bezüge, die man von innen her zur Außenwelt hat?

Und diese Kälte in seinem äußern Wesen, diese Steifheit der Haltung, diese Härte mancher Altersworte, sind sie wirklich Erstarrungen und Versteinerungen seines Lebens? Sind sie nicht vielmehr die Außenwerke, die das wunderzarte, tiefinnige Strömen der Seele schützen sollen?

Doch auch meine Worte sind zu hart und grob für diese fein gesponnenen Schicksalsdinge; lassen wir lieber noch den Rückertschen Greisengesang leise und nachdenklich daran röhren:

„Der Frost hat mir bereifet	des Hauses Dach:
Doch warm ist mirs geblieben	im Wohngemach.
Der Winter hat die Scheitel	mir weiß gedeckt:
Doch fließt das Blut das rothe	durchs Herzgemach.
Der Jugendflor der Wangen,	die Rosen sind
Gegangen, all gegangen	einander nach.
Wo sind sie hingegangen?	ins Herz hinab.
Da blühen sie nach Verlangen	wie vor so nach.
Sind alle Freudenströme	der Welt versieg?
Noch fließt mir durch den Busen	ein stiller Bach.

Sind alle Nachtigallen
 Noch ist bei mir im Stillen
 Sie singet: Herr des Hauses,
 Dass nicht die Welt die kalte
 Schleuß aus den rauhen Odem
 Und nur dem Duft der Träume
 Ich habe Wein und Rosen
 Und habe solcher Lieder
 Vom Abend bis zum Morgen
 Will ich dir singen Jugend
 der Flur verstummt?
 hier eine wach:
 verschleuß dein Thor,
 dring' ins Gemach.
 der Wirklichkeit,
 gieb Dach unb Fach.
 in jedem Lied,
 noch tausendfach.
 und Nächte durch —
 und Liebes — Ach.“

Zum Schluss muss ich bekennen, dass ich mir die Aufgabe leicht machte, indem ich in jedem Lebensalter nur einen Brief als Basis benutzte. Allerdings bestätigt die Lebenshaltung Goethes in dem jeweiligen Alter die Folgerungen, die wir aus dem entsprechenden Briefe gezogen hatten. Mit Leichtigkeit aber hätte man auf jeder Stufe entgegengesetzte Zeugnisse auffinden können. Das zeigt, wie stark polar Goethes Natur war. Dass sich aber gleichwohl ein deutliches Hin- und Herpendeln zwischen den beiden Polen nachweisen ließ, dass sich uns ein Rhythmus aufdrängte, der auch in unserer Entwicklung waltet, das zeigt wiederum, wie in allen Äußerungen des Lebens das Gesetz der Polarität wirkt. In jedem Lebensalter hat der Mensch an beiden Welten teil, nur wendet er sich mit Vorliebe der einen zu, während die andere mehr im Dunkel bleibt. Aber nach einem gewissen Zeitraume schreit die Seele nach Ergänzung, und langsam verschiebt sich dann der Schwerpunkt . . . bis aus einer neuen Einseitigkeit heraus das Pendel zum andern Pole wieder hingetrieben wird.

Könnte sich der Mensch nicht viele unfruchtbar verlorene Zeit ersparen, wenn er von vornherein zum Hypsistarien gegenüber dem Leben würde und in jedem Augenblick die vollkommenste Frucht eines jeden Lebensalters neben den andern gleichzeitig in sich auszubilden bestrebt wäre: die wagemutige Kampfeslust des Knaben, die leidenschaftliche Innerlichkeit des Jünglings, die tatkräftige Sachlichkeit des Mannes, die mystische Losgelöstheit des Greises . . . wenn er vor allem festhielte an dem ewigen Zweiklange seines Wesens, an dem Wechselspiel von Innenwelt und Außenwelt, von Gott und Natur, von fließendem Geist und fester Form?

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,“
 — ruft Goethe im Anblicke von Schillers Schädel aus —,
 „als dass sich Gott — Natur ihm offenbare,
 wie sie das Feste lässt zu Geist verrinnen,
 wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!“